

JETZT
Grafik



STEINER/LENZLINGER

Steiner/Lenzlinger beim VFO. Der Verein für Originalgrafik (VFO) ist bekannt für die Herausgabe attraktiver, preislich günstiger Grafikblätter von renommierten, hauptsächlich Schweizer Künstlern. In der neuen Ausstellung sind Arbeiten des Biennale-Künstlerpaars Gerda Steiner / Jürg Lenzlinger sowie von Guido Basaglia, Marc-Antoine Fehr, Mario Salo sowie Reto Leibundgut zu erwerben. Eine wahrlich namhafte Auswahl also. *stu.*

Zürich, VFO (Verena-Conzett-Str. 7), bis 30. 4. (www.vfo.ch).

Theater

Manfred im Boot. Der Monarch Manfred ertränkt einen wehlosen Säugling, dem laut Prophezeiung der Thron zusteht. 16 Jahre später trifft er das toterglaubte Findelkind quicklebendig wieder. Er sendet den Ahnungslosen mit seinem Todesurteil aufs Schloss – wo dieser jedoch die Hand der Prinzessin gewinnt. Das Berliner Theater Handgemenge zeigt ein Märchenspektakel nach Grimms «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren». *aks.*

Zürich, Theater Stadthöfen, 28. 2., 1. 3., 20.15 h; 2. 3., 18 h.

Dramolette

Das Meer verdampft. Nicht weniger als vier Auführungen an einem einzigen Abend gibt es im Sogar-Theater zu erleben. Die Regisseurin Christine Faissler hat vier Dramolette nach Texten der Zürcher Autorin Wanda Schmid zu einem Programm zusammengefügt. Der Theaterabend kreist um die Themen Vergänglichkeit, Sich-Aufbahnen gegen die Zeit, Verlust, Verdampfen von Erinnerungen sowie Zerfall des eigenen Körpers. *aks.*

Zürich, Sogar-Theater, 28. 2., 5.–8. 3., 20.30 h; 2. 3., 17 h.

Konzert

Canti di Prigionia. Die «Canti di Prigionia» (1938 bis 1941) von Luigi Dallapiccola gehören zu den eindringlichsten Werken des Komponisten. Ihnen liegen letzte, kurz vor deren Hinrichtung entstandene Texte dreier politischer Gefangener zugrunde: Maria Stuart, Boethius und Savonarola. Eindringlich sind auch die Karwochen-Responsorien (1611) von Carlo Gesualdo. Unter der Leitung von Peter Siegwart singt das Vokalensemble Zürich. *azn.*

Zürich, Kirche St. Peter, 27. 2., 20 h.

Galerien

Indische Künstler bei Avanthay Contemporary. Die Galerie Avanthay Contemporary präsentiert sieben indische Künstler, die sich in ihren Arbeiten mit der Architektur in ihren Metropolen auseinandersetzen. Die aus der Provinz stammenden Kunstschaffenden reagieren auf die Hochhäuser und Strassenzüge mit den Mitteln der Malerei, mit Arbeiten auf Papier sowie mit Fotografie. *stu.*

Zürich, Galerie Avanthay Contemporary (Limmatstr. 275), 29. 2. bis 20. 3., Vernissage 28. 2., 18–21 h.

Lesung

Ulrich Ritzel. Spätsommer in Kattowitz. Ein Mann irrt durch die Strassen, eine grell bedruckte Plastiktüte in der Hand, im leeren Beichtstuhl einer katholischen Kirche gelingt es ihm schliesslich, sie zu entsorgen. Am gleichen Vormittag begibt sich in Ulm Kriminalkommissarin Tamar Wegenast ins Büro. Auch sie ist in einer angespannten Verfassung. Ulrich Ritzel liest in der Coalmine aus seinem neuesten Roman «Forellen-Quintett». *bsp.*

Winterthur, Coalmine, Turnerstrasse 1, 27. 2., 20 h.

Unter dem Strich

Bush küssen. Als es in den intellektuellen Kreisen der USA gerade besonders trendy war, George W. Bush in den härtesten Tönen zu kritisieren, küsste ihn Rachel Mason. Die weisse Marmor-Kultur «Kissing President Bush» brachte die 1978 geborene Künstlerin mit einem Schlag ins Gerede der gesamten New Yorker Kunstwelt. Mason ist Spezialistin für Machtstrukturen und die Personen dahinter. Für die Serie «The Ambassadors» formte sie die politischen Führer der Welt aus Ton. Zu jeder der Minibüsten schrieb sie ein Lied, das den politischen und persönlichen Hintergrund der jeweiligen Persönlichkeit beleuchtet. Als «wonderfully strange» betitelte der New Yorker Kunstkritiker Jerry Saltz die Performances, bei denen Mason Saddam Hussein oder Jimmy Carter mit so viel Leidenschaft, Kraft und Humor inkorporiert, dass sich einens die Nackenhaare sträuben. Diese Woche ist Mason zu Besuch in der Kunsthalle Zürich. Ihre Performances finden als Auftakt zur neuen Eventserie PPT (On the Passage of a Few Persons through a rather Brief Unity of Time) der Kunsthalle statt. Ob Mason hier Christoph Blocher küsst? *kdw.*

Zürich, Kunsthalle, 28. 2., 20.30 h, sowie 1. 3., 16 h.

NZZ Online

Die Ausgeh-Agenda:
www.nzzticket.ch

Und immer wieder der Schaffner

Literarische Geschichten aus dem Nachtzug «Wiener Walzer»

Schriftsteller aus der Schweiz, Österreich und Deutschland sind in den «Wiener Walzer» gestiegen und nach Wien gefahren. Eine Anthologie von Hansjörg Schertenleib bündelt die Reisegeschichten.

In den Kulturaustausch zwischen Österreich und der Schweiz kam in den letzten Monaten Bewegung. Österreichische und Schweizer Autoren spielen seit einiger Zeit miteinander und gegeneinander Fussball, nun entstehen auch vermehrt gemeinsame kulturelle Projekte über die Grenze hinweg. Von dieser wachsenden gegenseitigen Neugier – allerdings in diesem Fall stärker in der Richtung Schweiz–Österreich als umgekehrt – zeugt auch die vom Schweizer Autor Hansjörg Schertenleib initiierte und edierte Anthologie mit Erzählungen. Das Buch ist eine eigentliche Liebeserklärung an den Nachtzug «Wiener Walzer», der im Zeitalter der Billigflüge noch immer die Strecke von Zürich (Abfahrt: 22 Uhr 40) über Sargans, Innsbruck, Salzburg und Linz nach Wien (Ankunft: 8 Uhr 03) entlangrattert und seine Passagiere während etwas mehr als neun Stunden auf wenigen Quadratmetern zusammenwürfelt.

Abschiede und Aufbrüche

Von merkwürdigen nächtlichen Begegnungen und schlaflosen, langen Stunden, von Entscheidungssituationen, schwierigen Abschieden und Trennungen, melancholischen Rückblicken oder aber von mutigen Aufbrüchen erzählen die Geschichten in dem Band, von jeweils einer Nacht voller Unruhe, Sehnsüchten und Alpträumen, welche die Passagiere aus der Bahn werfen oder aber neu ins Lot fallen lassen. Die Spiegelbilder, welche die Fenster scheiben in der dunklen Nacht ins erhellte Innere zurückwerfen, sind das wiederkehrende Sinnbild für die Lebenssituationen, in denen sich die Reisenden mit sich selbst konfrontiert sehen. Herausgeber Schertenleib scheint aber an die Einheitlichkeit stiftenden Momente von Ort – die Abteile und Gänge der Waggons –

und Reisezeiten nicht recht geglaubt zu haben, denn er skizzierte das Porträt eines Schaffners mit dem Namen Andreas Berger (im Buch nachzulesen) und bat seine Kolleginnen und Kollegen, diesen in ihren Zuggeschichten auftreten zu lassen. So kehrt nun in allen Texten – sei es nur in einem Nebenabsatz oder als Hauptfigur – dieser Berger wieder, mit seinen trotz 46 Jahren noch immer erstaunlich schwarzen Haaren. Pfefferminz-Pastillen lutschend oder auch Friedrich Glauser lesend. Bisweilen sind es auch die Narbe unter seinem linken Auge und eine Tätowierung, welche die Phantasie zumindest einiger seiner weiblichen Mitreisenden anregen.

Beziehungsflechte

Trotz diesen Vorgaben sind die Texte sehr unterschiedlich ausgefallen, ja sie führen beinahe exemplarisch vor, wie verschieden die ausgewählten Autoren an eine Geschichte herangehen, sowohl erzählerisch als sprachlich-stilistisch. Während etwa Alex Capus ein mehrperspektivisches Beziehungsgflecht zwischen den Passagieren ausbreitet, spürt Annette Mingels Eifersuchtsgelüben im labilen Verhältnis zwischen zwei Schwestern und ihren Männern nach, und Perikles Monioudis Berger verliert sich in wemütigen Erinnerungen an seine ehemalige Frau. Weiter haben neben Judith Kuckart, Peter Stamm, Michael Stauffer und Journalist Mark von Huiseiling aus der Schweiz, Paulus Hochgatterer und Christian Schüle aus Österreich auch der heute in Irland wohnhafte Autor Rolf Lappert und Keto von Waberer aus München ihre «Wiener Walzer»-Geschichte beigetragen. Den Abschluss macht Franzobel, dessen Erzählung nicht nur den Titel «Der Krebs» trägt, sondern auch tatsächlich den Rückwärtsgang einschaltet und von Wien nach Zürich führt.

Bettina Spoerri

Hansjörg Schertenleib (Hg.): Wiener Walzer. Eine literarische Reise mit dem Nachtzug von Zürich nach Wien. Verlag Nagel & Kimche, Zürich 2008. 192 S., Fr. 32.90.– Buchvermessung: Zürich, Literaturhaus, 4. März, 20 Uhr.

Im Bett mit Manon

Das Helmhaus Zürich zeigt alte und neue Arbeiten der bekannten Unbekannten

Das Helmhaus Zürich zeigt erstmals eine Retrospektive der Schweizer Performance-, Installations- und Fotokünstlerin Manon. Ihr Leben und ihr Werk sind kaum auseinanderzuhalten, was komplexe Fragen bezüglich Vergänglichkeit und weiblicher Identität aufwirft.

Als Manon 1974 ihr «Lachs-farbenes Boudoir» in der Galerie Li Tobler in Zürich präsentierte, war Madonna noch ein Backfisch. Trotzdem haben die Künstlerinnen mehr miteinander gemein als nur die Alliteration ihrer Pseudonyme. Beide versprühen reichlich sexuellen Lockstoff zur Imagebildung und spielten mit den Erwartungen ihres Publikums Katz und Maus. Beide verwandelten sich ständig in neue Figuren, die sie selber erfunden hatten. Sie konnten sich noch so entblößen – stets hielten sie die Fäden in der Hand, an denen das (männliche) Publikum zappelte. Dass sich ein feministisches Selbstbewusstsein und eine Rolle als Verführerin nicht ausschliessen müssen, ist ein Gemeinplatz. Aber die 1946 als Rosmarie Küng in Bern geborene Manon hat mit ihrer Selbstinszenierung wesentlich dazu beigetragen, das Ende des Klischees von der Frau als gefügigem Dummerchen einzuläutern.

Das Ende des Dummerchens

Die Gegenstände, die Manon in der Installation ihres «Lachs-farbenen Boudoirs» der Altarraum der Weiblichkeit aufgebaut hat, zeugen davon. Federboas, Stiletto, Schminke und viel Samt und Seide erscheinen als Werkzeuge des Weiblich, mit denen es sich die Welt untertan macht. Das vermeintlich starke Geschlecht wird damit gnadenlos manipuliert. Sowie es werden Männer nur selektiv in der fraulichen Sphäre geduldet. Phallische Kultobjekte geben den Gespielten gnadenlos zu verstehen, dass sie austauschbar sind. Die Herren dürfen, wenn sie brav sind, zwar gefiernd gucken, aber es besteht kein Zweifel darüber, wer bestimmt, wo es langgeht.

Aus heutiger Optik erscheint die Selbstinszenierung Manons wie ein bewusster Positionsbezug in jenem historischen Moment, als die Frauen sich von den gesellschaftlichen Zwängen befreien wie vom Playtex-Büstenhalter, für den Manon einst geworben hatte. Die Ausstellung der Kuratorin Brigitte Ulmer im Helmhaus Zürich,



Weiblichkeit pur: Manons duftende Installation ihres Boudoirs aus dem Jahr 1974 im Helmhaus Zürich.

CHRISTIAN BEUTLER

die sie in Zusammenarbeit mit Simon Maurer und der Künstlerin eingerichtet hat, lässt aber auch eine andere Hypothese zu: Wahrscheinlicher nämlich ist, dass Manon als sensibles Kind ihrer Zeit eher zufällig zur Kunst fand. Ihr Pseudonym hatte sie sich bereits Mitte der sechziger Jahre gegeben, als sie noch als Model, Stylistin, Modzeichnerin und Designerin arbeitete. 1971 lierte sie sich mit Urs Lüthi, der sie erstmals künstlerisch in Szene setzte. Manon schuf die Kunstfigur Manon erst nach und nach.

Im Helmhaus werden exemplarische Arbeiten gezeigt, etwa die Fotoserien «Elektrokardiogramm» (1978), «Die graue Wand oder 36 schlaflose Nächte» (1979) sowie das berühmte Portfolio «La dame au crâne rasé» (1977/78). Schwieriger ist es, die zahlreichen Performances, mit denen der Künstlerin selbst in Boulevardmedien Aufmerksamkeit zuteil wurde, im Museum wieder-aufstehen zu lassen. Ein solcher Versuch ist die Rekonstruktion von «Das Ende der Lola Montez» (1975), ein jahrmarktartiges Variété-Kabüschen mit einem Sadomaso-Stuhl, an den sich die Künstlerin einst ketten liess.

Zwischen den historischen und den neueren Arbeiten besteht ein Bruch, der auf eine Schaffenskrise in den achtziger Jahren zurückzuführen ist. Unbehagen bereitet haben dürfte der Künstlerin der allmähliche Verlust des bis dahin

Zwischenrufe

Moser entlarvt Scheinwerber

«Mehr Arsch als Knack». «Mein Chef ist Tierfreund – er macht mich jeden Tag zur Sau»: Wobin Moser auch schaute, von den Zürcher Plakatkunden triefte Munterkeit. «Damit Sie nicht mehr zu schleimen haben», lautete der Werbespruch für ein Heilmittelchen. «Nur Flascher sammeln keine Aludosen», belehrte ihn die Büchsenbranche. Und Bundesbern kaluete zum Thema Schwarzarbeit: «Auf schwarz gelegten Plättböden wird das Recht mit Füssen getreten.»

Moser, durchaus kein humorloser Mensch stellte sich die Erfinder solcher Sprüche als einer Haufen spät pubertierender, feixender Witzbolde vor. Sicher konsumierten sie bei der Arbeit gross Mengen alkoholischer Getränke. «Mein Chef ist unbestechlich. Er nimmt noch nicht einmal Vernunft an» – auf so etwas konnte man nüchtern doch gar nicht kommen. «Verie schrieb ich sit 20 Jahr mit Vögele-V.» Haha. «Wenn das einzig Spannende in Ihrem Büroalltag der Nacken ist.» Hoho. «We do a perfect blowjob for you. With our trumpets.» Hihhi. Aber wahrscheinlich, dachte Moser, sind das einfach clevere Typen, die Werber. Schieben in trendig eingerichteten Agenturen eine ruhige Kugel, denken sich ab und zu einen müden Scherz aus und kassieren dafür viel Geld von ihren Kunden. Die wiederum schlagen die Werbeausgaben auf den Preis des Hustensirups, der Aludose oder des Fitness-Abonnements, und am Schluss bezahlen wie immer die Mosers dieser Welt die Zeche.

Das Muster kam ihm irgendwie bekannt vor und nach und nach dämmerte es Moser: Es gab nicht nur Scheinasylanten und Scheininvaliden sondern auch Scheinwerber. Sie taten auf Koster der konsumierenden Allgemeinheit so, als produzierten sie richtige Werbung, schauten aber die Anstrengung, klare, wahre Botschaften zu formulieren – Botschaften wie «Das im Glas zum Beispiel – «Gesundes Zahnfleisch in 21 Tagen» oder «SVP wählen. Blocher stärken». Moser fragte sich bang, was wohl sonst noch alles Scher sein mochte.

Kuno Gurtna

selbstverständlich verfügbaren Arbeitsmaterials des jungen Model-Körpers.

Vergänglichkeit als neues Motiv

So erhält in ihrem Werk ab den neunziger Jahren das Vanitas-Motiv zunehmende Bedeutung. Wer einen Menschen zur Kunst erklärt, muss sich früher oder später mit der Vergänglichkeit seines Werks auseinandersetzen. Es ergibt sich sozusagen ein konservatorisches Problem. Entsprechend verschieben sich bei Manon die Gewichte eindrücklich die als Fotoprojektion präsentierte Bilderserie «Einst war sie Miss Rimini» (2003), in der Manon aus ihrer Biografie ein Spiel macht das an Max Frischs gleichnamiges Drama erinnert. Was hätte aus der schönen Frau alles werden können! Traurige Nutte oder Grande Dame, todkranke Patientin oder schlampige Rentnerin Intellektuelle oder Rocker.

In «Borderline» (2007) zeigt Manon grossformatige, abstrahierte Digitalfotos ihrer Gesichts, während sie mit den «Diaries» (ab 2004) ein Archiv ihres persönlichen Blicks auf die Welt anlegt. Eine tote Maus auf dem Bettvorleger? Be- «Miss Rimini» würde einen das, anders als bei einer Miss Schweiz, nicht verwundern.

Urs Steiner

Zürich, Helmhaus, bis 20. April. Monografie: Manon – eine Person. Verlag Scheidegger & Spiess. 276 S., 320 Abb., Fr. 78.–.